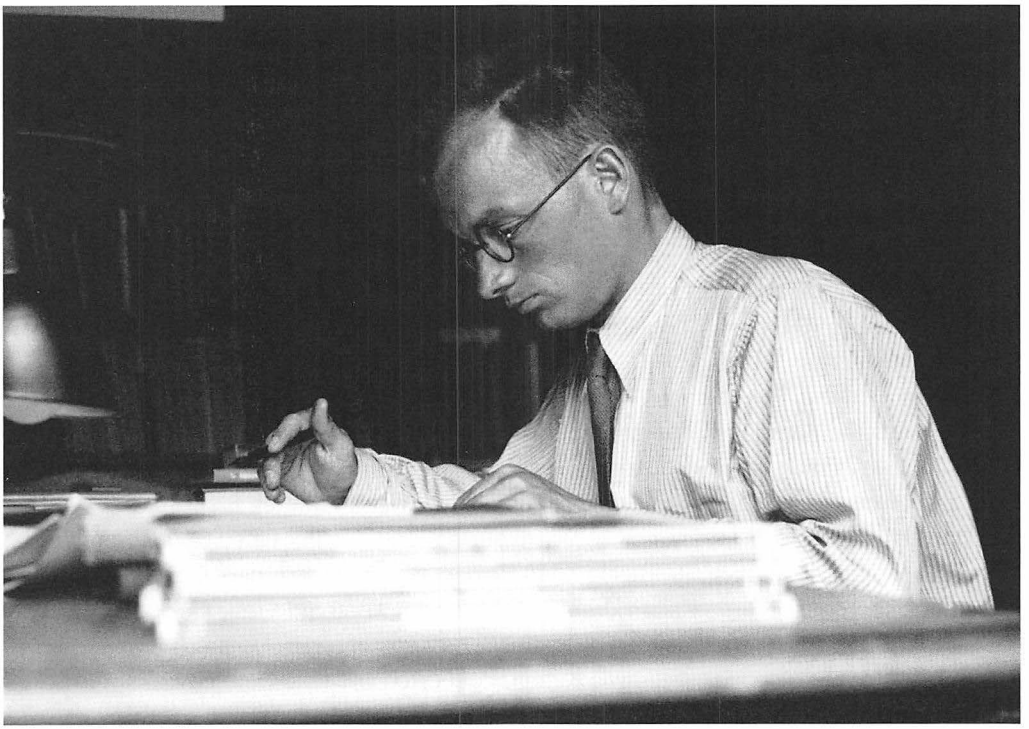
Richard Weiss, Wegbereiter der schweizerischen Volkskunde

Jakob Weiss



Richard Weiss ca. 1935 als Mittelschullehrer in Schiers.

Worin unterscheiden sich Lebenslauf, Biographie, Nachruf und Porträt? Vielleicht muss diese Frage, soll sie nicht ein germanistisches Proseminar einleiten, anders gestellt werden: Was will die Öffentlichkeit über einen längst verstorbenen Menschen eigentlich wissen? Und falls bekannt, treffen sich solche Erwartungen mit dem, was ein Nachkomme dieser Person zu berichten imstande ist? Mir, der ich den Auftrag zur Schilderung meines Vaters angenommen habe, fällt es am leichtesten, mich nicht an eine literarische Gattung zu halten und nicht lange zu grübeln, für wen ich da schreibe, sondern aus meiner heutigen Situation heraus das zu erwähnen, was mir gerade zuvorderst ist. Zuvorderst, nachdem mein Vater vor 45 Jahren in meinem Rücken und doch vor meinen Augen abstürzte, mein weiteres Leben ganz selbstverständlich ohne ihn seinen Lauf nahm, ich dann vor fünf Jahren unerwartet wieder in das Haus meiner Jugend auf dem Allmendboden zügelte und sein Arbeitszimmer im Dachstock vorfand, als weilte er in den Ferien, um gleich wieder an die Arbeit in seiner Klause zurückzukehren. Zuvorderst auch darum, weil heuer das Jahr 2007 ist und Alfred Egli als Präsident des Vereins für Ortsgeschichte Küsnacht eine Gedenkfeier zum 100. Geburtstag von Richard Weiss veranlasste. Aus rein kalendarischen Gründen musste ich mich also neu mit meinem Vater und seinem Arbeitszimmer auseinandersetzen. Eines ist mir klar: Solche Jahrestage tendieren zur Verklärung einer Person. Ich aber möchte mei-

nen Vater nicht einmal erklären. Im Folgenden lege ich einige zum Teil willkürlich und zum anderen Teil doch nicht anders auswählbare Mosaiksteine hin, die zum Leben dieses Zeitgenossen des mittleren 20. Jahrhunderts gehören.

Jugend

Richard Weiss wurde am 9. November 1907 in Stuttgart geboren. Tuberkulose war der Schleier über seiner Wiege, sie beschattete ihn unsichtbar, aber hintergründig prägend drei Jahrzehnte lang. Der Vater Friedrich starb bereits 1909. Er muss ein guter Koch gewesen sein, denn seine an Wettbewerben gewonnenen Besteckgarnituren kamen bei uns immer an Weihnachten zum Einsatz, und in einem Windenkasten standen hinter alten Schul- und Kinderbüchern sogar Pokale, z. B. mit der Gravur «Ehrenpreis Kochkunstausstellung – Frankfurt a/M – October 1900». Die Mutter kehrte mit Klein Richard an ihren Heimatort Mettmenstetten zurück, später nach Zürich, wo sie Arbeit bei Verwandten fand und er die Primarschule besuchte. Bald musste Anna Berta Weiss-Kupper aber dauerhaft im Lungenkurort Clavadel ob Davos bleiben. Sie starb dann 1926 im Krankenhaus Schiers, wenige Monate, bevor ihr Sohn an der dortigen Mittelschule seine Matura ablegte.

Ein behütetes Familienleben kannte Richard Weiss also nicht, als man ihn 1920 in die Mittelschule in Schiers schickte. Hier war er seiner kranken Mutter geographisch näher und lernte bei Besuchen in Clavadel seine zweite, wahlverwandte Mutter, Elsa Bosshart-Forrer, kennen. Mit der kinderlosen Frau eines Schriftstellers und Tochter eines Bundesrates sollte ihn bis zu ihrem Tod im Jahr 1953 eine enge Beziehung verbinden, die sich zentral um seinen Werdegang in prekären Zeiten drehte. Auch seiner späteren Frau, Liselotte Steinbrüchel, begegnete Richard Weiss erstmals in dieser Sanatoriumswelt. Meinrad Lienert (1933 in Küsnacht gestorben) und Ernst Ludwig Kirchner gehörten wie viele weniger Bekannte ebenfalls zu diesem Kreis um die seit 1924 verwitwete Elsa Bosshart-Forrer.

Die Gymnasialzeit als Interner an der Evangelischen Lehranstalt darf man buchstäblich als seine Lebensschule bezeichnen. Verloren unter den wilderen und älteren Schulkollegen, nahm sich seiner Paul Vogt als älterer Bruder an, der später als «Flüchtlingspfarrer» bekannte Theologe und Rufer gegen den Antisemitismus. Richard Weiss wechselte in den oberen Klassen selber in die Rolle des Beschützers und Mentors, sie muss ihn auch als Lehrer ausgezeichnet haben, als er nach dem Studium in Germanistik und Geschichte nach Schiers zurückkehrte. Im Tagebuch findet sich dazu folgende Notiz aus dem Januar 1934: *«Angebot von Direktor Blum als Deutschlehrer nach Schiers. Sage zu, grosses Glücksgefühl und Erleichterung. Arbeit! Und dazu Berge, das liebe Prätigau, und Volkskunde. Nun muss ich im Frühling weder an den Affolter-Anzeiger noch auf ein Reisebüro. Auch nicht in eine Arbeitslosenkasse, wie uns von den Rektoraten geraten wurde. Ich bin sehr dankbar und glücklich. Neuer Lebensabschnitt.»*

Der kurze Eintrag zeigt, wie wichtig seine Jugendjahre in Schiers gewesen waren, wo er zwar zum Teil an der Schule litt, daneben aber in unzähligen Erlebnissen an wilden Bächen, bei ersten Klettereien und Skitouren sein Element fand. Nun konnte er in vertrauter Umgebung den Jüngeren etwas zurückgeben, im Unterricht und vielleicht noch mehr auf Unternehmungen aller Art. Das Abenteuerliche wirft sich dem oberflächlichen Leser seiner Tagebücher zuerst vor das Auge: knapp dem Ertrinken in der kalten Landquart entronnen, die er-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Der Autor und der Porträtierte 1959 im erwähnten Maiensäss «Tersana», Sohn (11) und Vater (52).

ste Begehung einer schwierigen Route, gewaltige Wetterumbrüche. Doch dem Schreibenden ging es um etwas ganz anderes. Er wollte sich selber auf die Spur kommen. Neben der Jagd nach Glücksmomenten in schroffster und auch lieblicher Natur muss Richard Weiss von etwas getrieben worden sein, das ihn auch die beruflichen Herausforderungen gleichermassen zielstrebig und hartnäckig anpacken liess. Wir wissen nicht, was es war.

Und er blieb, trotz wichtiger «Ersatzmutter» und engen Studienfreunden, ein Einzelgänger. Doch er schrieb. Tagebuch seit der Schulzeit, unendlich viele Briefe, genaue Tourenbücher – und schliesslich seine wissenschaftlichen Bücher. Schreiben muss ihm seit früh Selbstvergewisserung gewesen sein. Nie klingt Schwärmerei mit, oder höchstens selber bereits wieder relativierte; auch in wohlgeformten Sätzen ist keine Eitelkeit zu hören, nicht der Wunsch nach schriftstellerischer Überhöhung zu spüren, es sind faktische Beschreibungen der geschauten Welt und der empfundenen Momente. Schreiben war sein Spiegel.

Familie

Ich kannte meinen Vater nur aus der Kindperspektive. Dem Ruf der Universität folgend, zügelte die fünfköpfige Familie 1946 von Schiers nach Küsnacht, wo ich zwei Jahre später als Jüngster auf die Welt kam. Wie wichtig ihm Familie und Gemeinschaft waren, erkenne ich aus der Rückschau. Vater arbeitete häufig zu Hause, ich konnte nach einem Klopfen an der Tür sein beliebtes Sackmesser holen, wenn ich etwas schnitzen wollte, er donnerte manchmal die Treppe herunter, wenn wir zu lange laut waren. Und wenn es regnete, nahm er mich mit in den Wald, wo wir entweder Pilze fanden oder ein Feuerlein mit einem Streichholz und ohne Zeitungspapier machten. Kam er aber von der Arbeit heim, brachte er meistens etwas mit. Zum Beispiel einen Igel, den er vom Bahnhof her in der Dämmerung angetroffen hatte. Kehrte er noch später von seinen zusätzlichen Vorlesungen in Basel nach Hause, durfte ich nochmals aufstehen und ihm «ein wenig Gesellschaft leisten» beim kurzen

nachgeholten Znacht. Da grub er aus voller Mappe manchmal ein Dutzend Basler Messmokken hervor, die dann «rationiert» im Buffetkästchen aufbewahrt wurden. Und einmal kam er mit einem 14jährigen Mädchen nach Hause. Es war 1956, im Hilfsdienst hatte er mit Flüchtlingen aus Ungarn zu tun. Sie hiess Therese, aber man schrieb es ohne H und mit einem Z am Schluss. Beim ersten Nachtessen in der fremden Familie ass Teréz zu unserem Erstaunen die Schale mit Zwetschgen-Konfitüre leer. Ich muss sie dabei wie ein Wesen aus dem Zoo angeschaut haben, bis man mir erklärte, dass sie wahrscheinlich meine, es sei Kompott. Bevor sie Deutsch lernte, machte sie uns akrobatische Übungen vor, denn sie stammte aus einer Zirkusfamilie. Für die Hauswirtschaftliche Fortbildungsschule war ihr Temperament aber eine allzu grosse Herausforderung, es gab etliche Gespräche meiner Mutter mit den Lehrerinnen. Ihre bei uns zum stehenden Spruch gewordene Bemerkung lautete: Wo Lärm, da lustig! Nach eineinhalb Jahren kehrte sie nach Ungarn zurück, die Briefe wurden immer seltener.

Wenn ich heute darüber nachdenke, waren eigentlich häufig andere Kinder in unserer sechsköpfigen Familie dabei, sei es in den Ferien oder bei Ausflügen, und wie zu erwarten, auch nicht immer in nur harmonischer Zusammensetzung. Schulfreunde meiner älteren Geschwister oder Nachbarskinder, Göttikinder oder dann auch Haushalthilfe-Lehrtöchter, die während eines Jahres bei uns wohnten. Anderen Leuten etwas zeigen, Kindern etwas bieten, Besuche nicht nur zum Essen einladen, sondern mit ihnen noch im Tobel abseilen gehen, das war meinem Vater ganz offensichtlich eine Selbstverständlichkeit, über die deshalb – meines Wissens – auch nie gesprochen wurde.

Vater wusste die Dinge anzufassen, nicht nur den Fels. In seinen Händen konnte man ganz genau den Frosch oder die Blindschleiche anschauen, ohne geekelt zu sein. Mit ihm Kartoffeln ausstechen an schulfreien Nachmittagen war zwar zuerst eine Abhaltung vom Spielen, dann aber doch ein angenehm empfundenes Graben im Boden nach den vergessen gegangenen kleinen Knollen. Kalte Füsse im Winter wusste er mit seinen immerwarmen Händen zu trösten. Und nach der Erlösung vom Kuhnagel ging es wieder weiter. Oft ziemlich weit, so dass man «auf die Zähne beissen» musste. Für den 12jährigen zum Beispiel als Abschluss einer dreitägigen Bergwanderung von der Spannort-Hütte über den Gipfel des Grossen Spannorts und die 2700 Höhenmeter hinab nach Erstfeld, und weil dort der Schnellzug nach Zürich nicht hielt, noch der Strasse entlang bis Altdorf. Dort kehrten wir dann ausnahmsweise in einem Restaurant ein, um etwas zu trinken.

Das Mitglied der Gesellschaft

Die Beerdigungsfeier von Richard Weiss am 2. August 1962 hatte wenig mit meinem Vater zu tun. Wichtige Männer sprachen lange von der Kanzel, ein Fahnenträger im blumengeschmückten Chor sackte regungslos zu Boden, schwerer Gesang ertönte, meine Kehle war trocken und meine Augen auch. Hier wurde nicht der Mensch verabschiedet, den ich vier Tage zuvor leblos in einem schlecht zugänglichen Bachbett gefunden hatte. Mein Vater war weder verschieden noch entschlafen, er hatte sich tödlich verletzt, als er aus unerklärlichen Gründen, und zum ersten und letzten Mal, den Boden unter den Füssen verlor. Es fand eine Ab-Dankung statt für einen, den ich nicht gekannt hatte. Heute weiss ich mehr über «Sitte und Brauch», dieses Urthema der Volkskunde. Und deshalb sollen einige kräftige Stimmen aus der damaligen Zeremonie auch nochmals ertönen.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Rudolf Hotzenköcherle:

«Als Weiss in den zwanziger Jahren in Zürich Germanistik und Geschichte studierte, gab es hier überhaupt noch keine Möglichkeit, Volkskunde als Studienfach zu betreiben; er selbst musste sich sein volkskundliches Rüstzeug, abgesehen von zwei Studiensemestern in Heidelberg und Berlin, sozusagen als Autodidakt erwerben. Erst zehn Jahre später, 1940–1945, konnten Zürcher Studenten zum erstenmal Volkskunde in Vorlesungen und Übungen des PD Richard Weiss hören – unter sehr erschwerenden Umständen allerdings, da der in Schiers als vollamtlicher Deutsch- und Geschichtslehrer wirkende Dozent seine Zürcher Tätigkeit auf einen Nachmittag konzentrieren und auf persönlich-individuelle Führung seiner Hörer fast ganz verzichten musste. Seit 1945 haben wir eine eigentliche Volkskunde-Professur: in dieser Selbständigkeit des Fachs die einzige in der Schweiz. Sie bleibt mit dem Namen Richard Weiss unlöslich und unauswechselbar verknüpft.»

Fritz Tanner:

«Wegen meiner Blindheit bedeutete meine Aufnahme ins Schierser Gymnasium für die Lehrer ein Wagnis. Dr. Richard Weiss hatte als erster meine mögliche Befähigung zu prüfen. Wie er es tat, wies den Kollegen den Weg. Mir selber wurde er für mein ganzes Leben entscheidend. [...]

Einer meiner Klassenkameraden sagte mir kürzlich in der Rückschau auf den bisher begangenen Weg: ‹Eines haben sie uns in der Schule beigebracht, den Begriff der edlen Einfalt und der stillen Grösse.› Er vor allem, Richard Weiss, hat ihn uns beigebracht und vorgelebt, schlicht, überzeugend, unverlierbar. Er weckte in uns Sinn und Verständnis für alles geschichtlich Gewordene. Er liess uns das Echte der Überlieferung erkennen und zeigte auf das lebendig Beharrende, auf das Zeitlos-Gültige hin. Was ein begnadeter, in jungen Jahren schon geprüfter Mensch zu geben vermag, gab er uns. Dass es unendlich viel ist, weiss jeder, der davon seinen Teil bekam.»

Werner Meyer:

«Den raunenden Quellen und Gletscherbächen, den Gipfeln der Berge, aber noch mehr den Quellen unserer volklichen Existenz, den Rinnsalen der Volksseele ist Richard Weiss mit der ganzen Glut seines Herzens nachgestiegen; er hat das Auge geschärft für das verborgen Fundamentale in unserem gemeinsamen volklichen Dasein, und er hat uns das dankbare Staunen gelehrt für verborgen tragende Tatsachen im geschichtlich pulsierenden Strom des Heimatlebens. Richard Weiss wollte seinen Gott loben für das schöne Land, das er uns gegeben hat. Es gibt auch das intellektuelle, das wissenschaftliche Gotteslob, die Liturgie des Forschers.»

Karl Meuli (in der späteren Gedenkschrift):

«Die Nachricht schlug uns wie ein greller Blitz. Das ist nun schon bald fünf Monate her, und immer noch bebt die Erschütterung nach, immer noch brennt der Schmerz. [...]

Blickt man zurück, so gewahrt man zuerst mit Staunen den organischen Aufbau seiner geistigen Persönlichkeit. Dem früh verwaisten Knaben sind die Alpen Heimat geworden, in immer tieferem Sinn auch menschliche und geistige; von ihnen ging er aus ins Weite, zu ihnen kehrte er zurück. Das Zusammentreffen mit Jud, mit Geiger, mit Spamer genau im rechten Augenblick dünkte schon ihn schicksalhaft, als hätte es so und durchaus nicht anders kommen müssen. Vielleicht auch darum hat alles, was er schrieb, den Charakter des Echten, Reinen. Seine Fähigkeit aufzunehmen und zu verstehen war ausserordentlich; seine unbefangene Offenheit, seine hellhörigen und zartfühlenden

Richard Weiss 1959 (anlässlich der Konfirmation der Zwillinge Christian und Elisabeth).

Sinne, seine Empfänglichkeit auch für Fremdartiges machten ihn zum erwünschtesten Zuhörer, zu einem guten Richter und Schlichter. Er nahm sich eben selber nicht hochwichtig, sondern er war bescheiden, ja demütig. Hingabe bis zu völliger Selbstvergessenheit haben Berggefährten, Gesprächspartner, Schüler immer wieder an ihm bewundert; dabei war er in keiner Weise fanatisch, im Gegenteil immer bereit sich belehren zu lassen. [...]

Die persönlichen Äusserlichkeiten seines Lebens regelte er mit asketischer, manchmal fast schrulliger Strenge; aber es lag ihm völlig fern, andere unter das gleiche Gesetz zwingen zu wollen, und zu gegebener guter Stunde konnte er sich selber weltlichen Genüssen, einer festlichen Mahlzeit etwa oder einem wackeren Trunk, mit kindlich unbefangener Freude hingeben. Gegen andere war er von rührender Hilfsbereitschaft; für sich selber solche zu verlangen fiel ihm nicht ein.»

Soviel als Echo aus dem Jahr 1962.

Der Beruf

Nun, was eigentlich ist Volkskunde? Dieses Wort, das in der Nachkriegs-Schweiz ohne Richard Weiss kaum zum Leben gefunden hätte und ohne welches er seine Anliegen und Eigenschaften nicht in ein befriedigendes Arbeitsfeld hätte integrieren können. Fast heimlich habe ich mich in meinem Studium auf die Spuren meines Vater gemacht und mich als Nebenfächler da und dort gegen seine Nachfolger aufgelehnt. Das ist natürlich eine andere

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Geschichte. Soviel darf ich aber bestimmt sagen: Volkskunde ist Alltagskunde. Sie untersucht das Nahe und scheinbar Bekannte, während ihr Schwesterfach, die Ethnologie, das Entfernte und Unbekannte zum Forschungsgegenstand hat. Volkskunde ist deshalb spannend, weil einem das Alltägliche ja definitionsgemäss «selbstverständlich» vorkommt und deshalb zwar vertraut, meist aber gar nicht so bekannt und bewusst ist, wie man glaubt.

Zum Gegenstand des Fachs

Die Kruste der Selbstverständlichkeit zu durchbrechen und Selbstverständliches zu verstehen ist nicht viel einfacher, als über den eigenen Schatten zu springen. Die Fähigkeiten, die es dazu braucht, sind angetönt worden, es sind bei weitem nicht nur psychologische. Und die Gefahr, das Alltägliche mit dem Banalen zu verwechseln oder das Banale zu glorifizieren, liegt nahe. Die Ethnologie mit ihrer Erkundung des Fremden – durch die Zürcher Ethno-Psychoanalytik wieder näher zum Eigenen gebracht – hatte es in den 70er-Jahren einfacher und wurde für Studierende zum interessanteren Fach. Die Volkskunde hob dann die «Exotik» der eigenen, nicht gewohnheitshaft tradierten Sitten und Bräuche auf den Schild, beschäftigte sich auch zunehmend mit städtischen Milieus. Heute heisst die Forschungsstelle, die mit dem Lehrstuhl verbunden ist, Institut für populäre Kulturen. Meine Karikatur einer kurzen Disziplingeschichte soll hier bloss die seitherige Entwicklung und die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten des Fachs andeuten, dem der Hang zum Musealen und Verstaubten zeitweise fast wie übler Mundgeruch anzuhaften schien. Für Richard Weiss standen Museen nicht im Vordergrund, wie der Germanist Emil Staiger festhielt, als die beiden 1933 zusammen in Holland unterwegs waren:

«Mir schien es selbstverständlich, in einer Stadt wie Amsterdam sogleich das Rijksmuseum zu besuchen. Richard Weiss war kein Freund der Museen. Er zog es vor, durch die Strassen und über den Markt zu wandern, und wenn möglich mit den Leuten zu reden. [...] Ein Besuch in einer alten Windmühle war besonders ergiebig. Richard Weiss gelang es zu meiner grössten Verblüffung, das gesamte äusserst komplizierte hölzerne Räderwerk aufs Papier zu bringen. Die Besitzer der Mühle schienen davon aber nicht besonders erbaut. Ihr Stolz war der moderne kleine Benzinmotor, der eingeschaltet wurde, wenn der Wind nachliess. Ich glaubte es dem künftigen Volkskundler schuldig zu sein, mein Bedauern über eine so wenig pietätvolle Umstellung anzusprechen. Doch meine Bemerkung liess ihn kühl. Ich lernte bei diesem Anlass, dass ihm Volkskunde nicht Heimatschutz bedeute, dass er keineswegs gesonnen sei, auf romantischen Pfaden zu wandeln und vielmehr das gegenwärtige Volk in seiner Wirklichkeit ohne Illusionen zu studieren gedenke.»

Dennoch hat Richard Weiss mit dem monumentalen Werk des «Atlas der schweizerischen Volkskunde» – welches er unter Mithilfe zahlreicher Personen in Angriff nahm, nicht aber vollenden konnte – gewissermassen eine Art überdimensionales kartographisches Museum geschaffen. Hier kann unter tausend anderen Sachen nachgeschaut werden, wo man in der Schweiz zum Frühstück Kartoffeln isst, was für eine Kopfbedeckung die Frauen ausserhalb des eigenen Dorfes tragen und welche Pflanzen in welcher Region am Palmsonntag geweiht werden. Der Widerspruch ist ein scheinbarer. Erstens wusste mein Vater Museen, auch Kunstmuseen, durchaus zu schätzen, sie gehörten nur nicht zu seinen wichtigsten Erkenntniswerkzeugen. Zweitens aber zielten seine methodischen Absichten in eine andere Richtung. Dazu schreibt er 1959 in einem Brief an seine Studenten nach einer gemeinsamen Jugoslawien-Exkursion:

«In Sarajewo wurde mir auch deutlich, besonders bei einem Gang, den wir am letzten Morgen durch die Türkenviertel am Berg machten, dass diese konservative orientalische Welt sich in einer raschen Veränderung, einer Krise befindet, genau so wie ich sie bei unserer bisher konservativ gebliebenen Bergbevölkerung feststelle. Sarajewo stand ja schon einmal im Blitzlicht der Weltpolitik (die Fusstapfen Princips sind ein Zeugnis davon); aber jetzt steht die Grossmacht der Industrie vor der Türe. Uns Volkskundlern stellt das die Aufgabe, Begriffe und Kategorien für diese neue Art des menschlichen Seins zu finden, die Methoden, welche auf die Erfassung des Statischen und Erstarrten gerichtet sind zu entwickeln, damit sie auch der Dynamik unserer Zeit gerecht werden.

Ich will hier bei diesen schwierigen Fragen nicht beginnen, Euch nocheinmal eine lange Vorlesung (ohne Bilder!) zu halten. Wir haben ja auch auf der Reise kaum je Fachgespräche geführt, sondern wir haben alle vor allem erlebt und getrunken, sei es der etwas herbe Trank der Museen, sei es der feurige Dingač, seien es die archäologischen Ruinen oder das gegenwärtige Leben des Marktes.»

Seinen «Atlas» muss man als ausgewähltes, geordnetes Inventar eines kulturell und sprachlich vielgestaltigen Landes verstehen, der seinen Wert und seine Gültigkeit nicht verliert, nur weil die Dinge sich seither verändert haben. Denn wie könnte man Veränderung beschreiben, ohne ihren Ausgangsort zu kennen? Ähnliches gilt auch für seine «Volkskunde der Schweiz», die gerne als Standardwerk bezeichnet wird.[1] Wie auch immer, der jetzige Lehrstuhlinhaber, Professor Ueli Gyr, schreibt aktuell zum 100. Geburtstag von Richard Weiss:

«Weiss lieferte einen Epochenwurf, von denen es im Fach nur wenige gibt: Mit theoretischen Konzepten und einer volkskulturellen Gesamtdarstellung gelang ihm der Durchbruch zu einer neuen Volkskunde im Sinne einer traditions- und gemeinschaftsbezogenen Integrations- und Gegenwartswissenschaft, abseits von Heimatkunde und patriotischer Reliktschwärmerei.» [...]

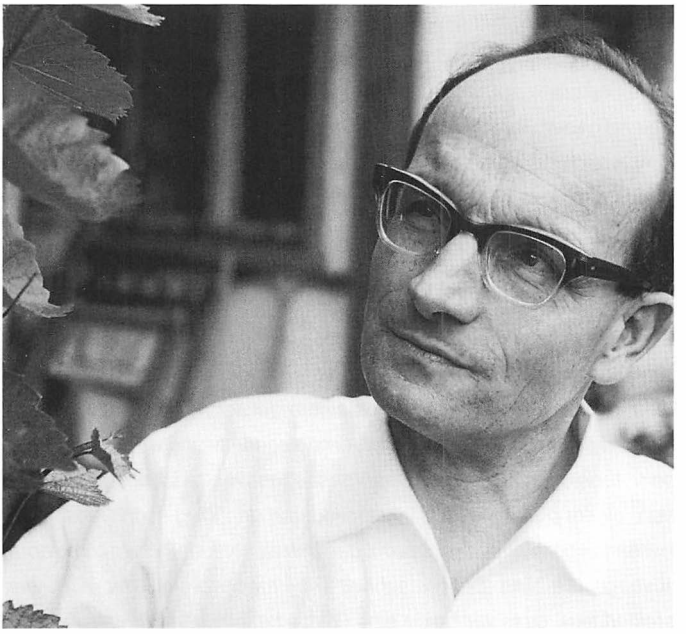
«Weiss entwickelte [in der Monographie «Das Alpwesen Graubündens» (1941)] neue Sichtweisen, um von einer beschreibenden Additionswissenschaft wegzukommen, was ihm gleich auf Anhieb in einer Meisterleistung gelang, die bis heute gilt. «Das Neue», sagte er wörtlich dazu, «besteht in dem Versuch, die Älpler und ihren Lebenskreis möglichst umfassend und allseitig darzustellen, ausgehend von der Erkenntnis, dass das gesamte Alpwesen ein zusammenhängender, in sich geschlossener Organismus ist, dessen Teile sich gegenseitig bedingen und die zusammen gesehen und auseinander erklärt werden müssen.» Hier wird das funktionale Konzept erstmals sichtbar, mit dem Weiss die Beziehungen zwischen Objekten, Traditionen, Bräuchen, populärem Wissen, Wirtschaftsweisen und Rechtssatzungen in der Arbeitswelt der Älpler dann einleuchtend aufzeigen konnte.»

Zum Alltag der Forschung

Was in allen Beschreibungen und Bewertungen der Leistung von Richard Weiss zu kurz kommt, ist der Blick hinter die Kulissen. Wie sah denn eigentlich der Arbeitsalltag des Alltagserforschers aus? Mein Vater liess sich nicht gerne ablenken, wenn er am Schreibtisch arbeitete. Mit konzentriertem Blick las oder schrieb er, oft sah man die leicht mahlende Bewegung seiner Kiefer. Kopfweh kam dazu, ich wusste nicht, was das war, brachte ihm aber manchmal eine grosse Henkeltasse mit Kaffee ins Zimmer hinauf, den er dann kalt trank. In seinen späteren Jahren an der Universität hat ihm wohl die praktische Feldforschung gefehlt, die nur noch in den Ferien, auf Touren oder Exkursionen zum Zuge kam. Denn er liebte die

[1] Das Buch «Volkskunde der Schweiz» ist vergriffen; einzelne Exemplare können aber noch im Ortsmuseum Küsnacht bezogen werden.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch



Richard Weiss ca. 1961 vor dem Haus auf dem Allmendboden – im Garten bei der selber gepflanzten Reblaube.

Arbeit unterwegs, davon zeugen viele seiner Tagebucheinträge. Ein gekürzter Brief kann exemplarisch einen seiner «Werktage» veranschaulichen:

«Schiers, anfangs September 1937.

[...] Und so fuhr ich denn auf meinem bewährten Karren leicht wie ein Vogel in den frischen klaren Morgen hinaus. [...] In der Klus lagen noch die Morgenschatten und ich pedalte lustig der rauschenden Landquart entlang, in der Hoffnung, bald wiederzukehren. In Igis gabs den ersten Photographierhalt; ein altes Haus mit Hauszeichen über der Tür lockte mich, aber da quollen auch schon Kinder aus der Tür hervor und so musste ich sie eben mit samt dem Hauszeichen photographieren. Einer der Knaben wusste mir noch ein viel dankbareres Objekt: Das Pferd, welches eben angespannt wurde. Die Mutter aber erklärte mir aus Dankbarkeit, dass ich ihre Kinder geknipst hatte, den Stall: Typ mit «Fanilla», und nun durchwanderte ich mit ständig registrierendem Blick das ganze Fanillagebiet durch die 5 Dörfer, über Ems, durchs Domleschg bis ins Oberhalbstein.

Die nächste Station war Ems. In einer Metzg kaufte ich einen Landjäger; dafür erklärte mir der Metzger seinen Stall. Dann bohrte ich einen alten Mann an, der mir sagte, er sei lang Senn gewesen; aber ich merkte bald, dass er nicht nur ein lückenhaftes Gebiss und eine unverständliche Aussprache, sondern auch einen lückenhaften Geist hatte. Eine Gasse weiter fand ich am Wegrand sitzend einen anderen Ausrangierten, der mir die nötige Musse zu haben schien. Er gab mir ganz schön Auskunft über die Alpen, sagte aber dann unvermittelt: «Sie merken wohl nicht, dass ich blind bin.» Und nun erfuhr ich, wie er vor einem Jahr allmählich erblindet sei; man habe ihm zwar von einem Professor in Zürich berichtet, der die Blinden heile, aber das würde eine Reise nach Zürich und ein paar Hundert Franken kosten, und das lohne sich nicht; wenn man 80 sei habe man von der Welt genug gesehen. Ich riet ihm, es doch zu versuchen und ging weiter, kam aber beim Photographieren kurz darauf mit einem Wagner ins Gespräch, der mir nebenbei erzählte, wie er als vaterloser Knabe sich selber seinen Lebensweg gebahnt habe. Ich versprach ihm, ihn im Winter zu besuchen und fuhr weiter über Reichenau, machte in Bona-

duz und Räzüns noch schnell ein paar Stichproben mit den wenigen Leuten, die mir in den in der Mittagshitze ausgestorbenen Dörfern in den Weg liefen. Und dann kam ich durch die Talenge ins Domleschg hinein, wandte mich von der Hauptstrasse ab nach Rotenbrunnen hinüber, und wie ich jäh über der Strasse auf einem Felskopf den zerfallenden Turm von Ober Juvalta sah, liess ich das Velo stehen und kletterte von einer romantischen Anwandlung getrieben schwitzend empor, schlüpfte durch ein enges Loch ins Innere des Turmes und setzte mich in seiner feuchten modrigen Kühle zum einfachen Mittagsmahl mit meinem Landjäger. [...]

Als ich mich dann auf steilem staubigem Strässchen gegen Ortenstein emporkämpfte, in brütender Mittagshitze, empfand ich zum ersten Mal Mitleid mit den Tour-de-Suisse-Helden. [...] Aber die Dörfchen hoch oben am Berghang lockten mit ihren mir noch verborgenen Geheimnissen. In Paspels guckte ich wieder in Ställe hinein und sprach in ihrem Schatten mit Leuten, die eben schwitzend vom Feld kamen. Auch hier machte ich wieder die Beobachtung, dass viele mit einem gewissen Stolz und mit dem Bewusstsein, etwas zu besitzen, das andere nicht haben, von ihrer romanischen Mundart reden. [...]

Als ich, Falläpfel kauend, nach dem abgelegenen Almens hinaufgestiegen war, fand ich nur die Frau Pfarrer zu Hause und machte mich nun, einem plötzlichen Einfall folgend, auf den Weg nach Canova, indem ich einfach dem weithin sichtbaren zerborstenen Rundturm der mittelalterlichen Burg zustrebte. «Herr Marius» war denn auch zu Hause, ganz alleine. Er liess schnell Thee machen, was mir recht war, und so sassen wir uns gegenüber, stellten fest, dass wir beide eine Glatze bekommen hatten und älter geworden waren. Wir sprachen vom Pfarramt, das der offenbar unter dem Druck einer allzu alten Tradition Leidende, der bereits zur Ordination auf der Synode erschienen war, in der plötzlichen Einsicht, zu schwach und zu zweiflerisch dafür zu sein, abgelehnt hatte. [...]

Er wollte mich die Nacht behalten, doch mich triebs weiter, denn plötzlich kam mir wieder mein Ziel in den Sinn. Ich versprach, wieder zu kommen und schied mit einem eigenartigen Gefühl aus der fruchtbar üppigen und doch dornröschenhaft verträumten Gegend, und strebte, statt nach Portein, hinüber direkt dem Schyn zu. [...] Auf der Schynstrasse erreichten mich die Abendschatten, sie trieben zur Eile und belebten zugleich. Die Strasse wurde feucht vom Tau und ich flitzte nur so durch die Tunnels des einsamen wilden Weges. Bei der Station Solis, zu der weit und breit keine Häuser sich gesellen, zweigt der steile Waldweg nach Stürvis ab, 2 Stunden hatte man mir gesagt. Ich schob und schob, Kurve um Kurve und es wurde immer dunkler, bis mich die Nacht ganz umschlossen hatte; den Weg ertastete ich tobeleinwärts und tobelauswärts, ohne Ende wie mir schien, und immer umfing mich das gleiche melancholische Rauschen des unsichtbaren Waldes. Kein Licht wollte sich zeigen, der Hunger plagte mich auch und ich dachte an die Fleischtöpfe Aegyptens, und schliesslich kam das Licht doch und in seinem Schein phantastisch überhöht die Silhouette des Kirchturms und alter Mauern. Der erste Mensch, den ich dann traf war freundlich, führte mich zuerst vor ein verschlossenes und dann vor ein noch offenes Wirtshaus, wo man mich mit Schinken, Käse und kalter Milch regalierte und dann in einem unbewohnten Nebenhaus in ein gutes Bett brachte.»

Diesem Tag folgten zwei weitere, und wenn es Winter wurde und das Militärvelo als Transportmittel nicht mehr in Frage kam, stieg Richard Weiss seinen «Objekten» oft mit den Skiern nach. Wie alternierend zur Feldarbeit der ganze «Papierteil» des Forschungsalltags vonstatten ging, kann man sich als computerbenützender Mensch kaum mehr vorstellen.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Was bleibt

Eine Frage wird für mich immer bleiben: Was würde Richard Weiss heute zu einem Ereignis, zur Welt, sagen? Ein erstes Mal hätte mich seine Meinung zum Zürcher Literaturstreit interessiert. Dann hätte mich natürlich brennend wunder genommen, wie er der 68er-Bewegung begegnet wäre. Das «Dynamische» dieser Generation hätte ihn, glaube ich, nicht erstaunt, in jenem Teil vermutlich aber sehr geärgert, wo gnadenlos heruntergerissen wurde und dadurch vielleicht auch die Schleuse, nicht zum Kommunismus, wie einige befürchteten, aber zum Konsumismus aufging. Später kamen die sogenannten Opernhauskrawalle, als das Schwesterfach Ethnologie plötzlich in aller Munde war. Aber auch heute würde ich manchmal gerne seine Meinung kennen. Was würde er zum Himalaja-Kristallsalz sagen? Was zu Schock absorbierenden Goretex-Joggingschuhen? Was zu den Diskussionen um das Frühenglisch – und natürlich: was zur «Kopftuchdebatte»?

Hinter diesem naiven Wunsch steckt natürlich die Sehnsucht nach verlässlicher, unbestechlicher Autorität, gleichermassen aber auch die Bestimmung meines Ichs in der Differenzierung gegenüber anderen Ichs. Wo urteile ich gleich wie er, wo anders? Wie setzte er, wie setze ich meine Wahrnehmungsinstrumente ein? Welche Dinge bleiben einem verborgen, weil man befangen ist? In der Welt von damals repräsentierte er für mich das umfassende Wissen, nicht nur der Bücher wegen, die zwei ganze Zimmer füllten. Von den Lautverschiebungen und Wortetymologien über Pflanzen- und Tierkenntnisse bis zum geographischen Kennen ganzer Regionen mitsamt ihren Geschichten – da gehe ich heute vergleichsweise banausisch durchs Leben, umspült von zuviel «Informationen», die einzuordnen immer schwieriger wird. Es fehlt mir die Tiefe, die ich von ihm zu spüren bekam, und die scheinbar grössere Weite kann das nicht ersetzen, weil sie keinen Horizont kennt.

Wenn ich immer noch versuche, das von ihm 1937 erworbene und ohne Zufahrt gebliebene Maiensäss «Tersana» vor dem Zerfall zu bewahren, Schindeldächer zu erneuern auf Ställen, die heute gar nicht mehr gebraucht werden, und wenigstens die grösste der verschiedenen steilen Wiesen mähbar zu erhalten und den Wald zurückzudrängen, dann tue ich das vermutlich für ihn. Oder besser, für jenen Teil Richard Weiss in mir, den er selber nicht leben konnte, nämlich (Berg-)Bauer zu sein; und tue es gleichzeitig in der Suche nach jenem Richard Weiss, den ich nicht kannte und nicht leben konnte: Dem, der existentieller Bedrohung, sei sie physisch oder psychisch, aus eigener Kraft entrinnen will. Die Suche nach dem Boden unter den Füssen.